



H. Walter Schmitz bei seiner Abschiedsrede

NEK-SPEZIAL

## „Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard.“ Kommunikationswissenschaft als Beruf

*Die Abschiedsvorlesung von Professor Dr. H. Walter Schmitz im Wortlaut...*



Vor bald einhundert Jahren, am 7. November 1917, hielt Max Weber, einer der vier Gründungsväter der deutschen Soziologie, in München seinen berühmten Vortrag über „Wissenschaft als Beruf“. Er tat dies im Rahmen der Vortragsreihe „Geistige Arbeit als Beruf“, die vom Freistudentischen Bund, Landesverband Bayern, veranstaltet wurde, einer Vereinigung nichtkorporierter Studenten, aus deren Reihen die Begleiterscheinungen des Wandels der Universitäten zu hoch spezialisierten wissenschaftlichen Großbetrieben mit rapide wachsenden Studentenzahlen, darunter vor allem deren Ausrichtung auf die Hervorbringung reiner „Fachmenschen“, heftig kritisiert wurden.<sup>1</sup> Weber behandelt in seinem Vortrag, der nach Tenbruck (1995: 47) „inzwischen weltweit zum intellektuellen Bildungsgut gehört“, der nach meinem Eindruck vom damit gepflegten Umgang aber nur selten wirklich gelesen worden ist, drei miteinander verknüpfte Themenfelder:

1. „Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne“ (1994: 1), worunter er die Karrierebedingungen ab der Entscheidung, die Habilitation anzustreben, versteht zusammen mit den (auch finanziellen) Problemen der Universitätslaufbahn und dem „Doppelgesicht“ der Aufgabe des spä-

teren Professors, ein ebenso qualifizierter Gelehrter wie erfolgreicher Lehrer sein zu sollen.

2. Der „innere Beruf zur Wissenschaft“ (1994: 5), worunter Weber den Zwang zu „strenger Spezialisierung“ und die unbedingt erforderliche „Leidenschaft“ behandelt – „Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit *Leidenschaft* tun kann.“ (1994: 6) –, den Zusammenhang von Arbeit, Leidenschaft und „Einfall“ oder „Eingebung“ (1994: 6 f.); die Notwendigkeit, eine Persönlichkeit und nicht ein „Impresario der Sache“ zu sein – „‘Persönlichkeit’ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der *rein der Sache* dient.“ (1994: 7); schließlich das Problem, daß alle wissenschaftlichen Resultate letztlich durch den als unendlich gedachten Fortschritt der Wissenschaft überholt werden, was die Frage nach dem Sinn der Wissenschaft aufwerfen muß, die eingespannt ist in einen Prozeß ständig zunehmender Intellektualisierung und Rationalisierung, in dem sich die „Entzauberung der Welt“ vollziehe.

3. Der „Beruf der Wissenschaft innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit“ und „ihr Wert“ (1994: 10), worunter Weber als positive Leistungen der Wissenschaft für „das

1) Vgl. hierzu vor allem „Zur Entstehung und Überlieferung von Wissenschaft als Beruf“ in Weber (1994: 119 ff.).



praktische und persönliche „Leben““ (1994: 19) benennt: a) Kenntnisse über die Technik, Dinge durch Berechnung zu beherrschen; b) „Methoden des Denkens, das Handwerkszeug und die Schulung dazu.“ (1994: 19); c) zur „Klarheit“ zu verhelfen, dazu zu nötigen oder zu helfen, „sich selbst *Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn des eigenen Tuns*“ (1994: 20).

Wissenschaft ist demnach für Weber „ein fachlich betriebener ‚Beruf‘ [...] im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge“ (1994: 20), nicht weniger, aber auch nicht mehr! Und im Sprachgebrauch seiner Zeit, den ich hier für meine weiteren Zwecke übernehme, meint „Beruf, im allgemeinen die Lebensaufgabe, der man sich gewidmet hat (s. Fachbildung) [engl. „vocation“]. Im engeren Sinn ist B. soviel wie Erwerbstätigkeit [engl. „profession“].“<sup>2)</sup> „Beruf“ schließt „die persönliche Berufung zu einer Aufgabe“ ein, „die völlige Hingabe verlangt und dafür Erfüllung verspricht“ (Tenbruck 1995: 50).

Aus diesem Text Max Webers, der mich bei jeder neuen Lektüre nachdenklicher blicken ließ auf den aktuellen Wissenschaftsbetrieb ringsum und den ich daher als Anstoß und Hintergrundfolie meiner weiteren Betrachtungen hier verwenden möchte, aus diesem Text ist kaum ein Satz so häufig zitiert worden wie der, den ich mir zum Titel meiner Abschiedsvorlesung gewählt habe, meist allerdings nur bezogen auf die ungesicherten Karrierewege von schließlich habilitierten, hochqualifizierten Wissenschaftlern, die vielleicht nie eine Festanstellung als Professoren erlangen (vgl. z.B. Huber 2010: 182). Zwar sieht Weber auch in der Frage, wer am Ende wann auf eine Professur berufen wird, den Zufall am Werk – und dies sicherlich zu Recht –, aber der Satz „Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard.“<sup>3)</sup> steht in seinem Text in einem anderen Zusammenhang und faßt, wie das „also“ darin anzeigt, schlußfolgernd und auf das akademische Leben *insgesamt* bezogen den ersten Teil seiner Ausführungen zusammen. Er ist Webers erstes Fazit. Denn schließlich war im ersten Teil bis zu dieser Stelle schon viermal von „Hazard“ und viermal von „Zufall“ die Rede, aber immer bezogen auf einzelne Aspekte wie die Berufung auf eine Professur oder das Zusammentreffen der Begabung zum Gelehrten mit der zum Lehrer in einer Person.

Während es Max Weber in seinen Überlegungen um das Allgemeine, das Wissenschaft generell Betreffende zu tun war, geht es mir im Folgenden um das Besondere einer vergleichsweise jungen wissenschaftlichen Disziplin, um

Kommunikationswissenschaft als Beruf und damit auch um Kommunikationswissenschaft als *mein* Beruf. Und dazu ist es erforderlich, weit hinter den Zeitpunkt der Habilitation bis zur Wahl des Studienfaches zurückzugehen. Denn anders als in Medizin, Rechtswissenschaft oder Evangelischer Theologie, wo deutlich häufiger als anderswo Familientraditionen die Studienfachwahl vorbestimmen, hängt die Entscheidung für ein Studium der Kommunikationswissenschaft von ganz anderen Einflußfaktoren ab; und das war erst recht so, als ich Ende der 60er Jahre mein Studium begann. Als Student der Ethnologie, der eigentlich einmal als Archäologe arbeiten wollte, war ich von der Bonner Vor- und Frühgeschichte so enttäuscht, daß ich mich gezwungen sah, mich nach einem neuen Nebenfach umzuschauen, das neben die Soziologie als zweites Nebenfach treten könnte. Der über Kommilitonen mir zugetragene besondere Ruf der Vorlesungen Gerold Ungeheuers im weithin unbekannten Studienfach „Kommunikationsforschung und Phonetik“ ließ mich dort hineinhören – und ich blieb. Ungeheuers geschliffene freie Rede mit ungekannter Präzision der Formulierung, die seine Hörer teilhaben ließ an seiner Gedankenentwicklung, die Klarheit und Strenge seiner Argumentation und seiner Begriffsarbeit, seine systematische Erschließung von Untersuchungsgebieten und die allmähliche Entfaltung seiner Kommunikationstheorie in immer neuen Anläufen, alles das fesselte mich nicht nur durch seine Form und seine ungeahnte Einblicke gewährenden Inhalte, sondern es vermittelte mir auch zum ersten Mal und immer wieder neu, was Wissenschaft ist und was es heißt, wissenschaftlich zu arbeiten; das anspruchsvolle Niveau der Seminare und vor allem der Vorlesungen, die schließlich von allen Institutsmitgliedern und Studenten aller Semester gehört wurden, war für Anfänger zwar eine große Herausforderung, aber zugleich fühlten wir uns ernst genommen.

Was damals in Bonn nach Überwindung von Nachrichtentechnik und Informationstheorie unter „Kommunikationsforschung“ verstanden und gelehrt wurde, das hatte sich gerade in den 60er Jahren unter der gedanklichen Führung Ungeheuers zu entwickeln begonnen aus den Grundlagen einer breit angelegten und betriebenen Phonetik – der Wissenschaft von der Produktion, der Übertragung und schließlich Wahrnehmung sprachlicher Laute; immerhin hatte das Institut schon seit Beginn der 50er Jahre „Institut für Phonetik und Kommunikationsforschung“ geheißen. Kommunikationsforschung wurde als eine Sozialwissenschaft konzipiert und vertreten, ohne allerdings die ebenfalls vorhandenen geisteswissenschaftlichen Wurzeln in

2) Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 2, Leipzig 1905, S. 737.

3) „Hazard“ war schon 1907 eine veraltete Schreibweise von „Hasard“, vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 9, Leipzig 1907, S. 19, „Hazardspiel“.

Phonetik, Philosophie, Psychologie und Linguistik zu verleugnen. Von Anfang an wurde ein sehr weiter Begriff von Kommunikation vertreten, der alle zwischenmenschlichen Verständigungsprozesse umfaßte, ganz gleich ob sie von Angesicht zu Angesicht, medial oder technisch vermittelt, synchron oder zeitlich versetzt stattfinden. Da die Kommunikationsforschung hier aus der Phonetik hervorging und von dorthier schon besonders enge Beziehungen zur Linguistik bestanden, verstand es sich von selbst, daß im Zentrum der Bonner Kommunikationsforschung die Erforschung interpersonaler sprachlicher Kommunikation stand, in der Lehre aber sehr wohl auch nonverbale Kommunikation, Kommunikation in Gruppen und Organisationen, Probleme der Massenkommunikation und einschlägige Theorien aus Linguistik, Soziologie und Psychologie thematisiert wurden.

Kennzeichnend für die erste Generation der in den 60er Jahren am Bonner Institut habilitierten und lehrenden Professoren ist, daß alle sieben – Ungeheuer (\*1930), Hans-Walter Wodarz (\*1931), Helmut Schnelle (\*1932), Georg Heike (\*1933), Klaus J. Kohler (\*1935), Hans G. Tillmann (\*1936) und Dieter Krallmann (\*1937), der 1973 nach Essen berufen wurde und hier die Kommunikationswissenschaft anschließend an die Bonner Tradition etablierte – einen Abschluß in Phonetik und/oder in einem technisch-naturwissenschaftlichen Fach als Hintergrund mitbrachten und durch ihr Studium in Bonn und durch eigene Forschung mit moderner Linguistik vertraut waren. Die schnell anwachsende Forschung brachte es mit sich, daß bald schon die Mitarbeiter und Assistenten aus Linguistik, Soziologie, Philosophie, Psychologie, Mathematik und Ethnologie rekrutiert und integriert werden mußten, weil es nicht genügend eigenen Fachnachwuchs gab.

Nahezu gleichzeitig mit dem Aufblühen der Kommunikationsforschung in Bonn und während ich dort studierte, machte sich an mehreren deutschsprachigen Universitäten eine Gruppe von ebenfalls zwischen 1930 und 1940 geborenen Wissenschaftlern daran, die Zeitungswissenschaft ebenso wie die jüngere Publizistik, die vornehmlich historisch-philologisch arbeiteten, nach dem Vorbild der sozialwissenschaftlich ausgerichteten, empirisch-quantitativ verfahrenen amerikanischen Massenkommunikationsforschung umzugestalten und ihr den neuen Namen „Kommunikationswissenschaft“ zu geben. In das Zentrum ihrer Disziplin rückten sie nach langen Auseinandersetzungen und mehr oder weniger einheitlich „die indirekte, durch Massenmedien vermittelte, öffentliche Kommunikation“ (DGPuK 2001, zit. nach Meyen/Löblich 2007: 9).

Kennzeichnend für diese Wissenschaftler ist ihre Nähe zur und ihre Verbundenheit mit der praktischen Arbeit in den Massenmedien:

*„In der Regel haben sie in den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren Publizistik- oder Zeitungswissenschaft (und sei es im Nebenfach) studiert, um Journalist zu werden, und oft nebenbei oder danach auch tatsächlich in einer Redaktion gearbeitet.“ (Meyen/Löblich 2007: 8)*

Neben dem ohnehin bestehenden Interesse am Journalismusstudium führten die Programmvermehrung in Rundfunk und Fernsehen, die wachsende Bedeutung von Public Relations und Werbung wie der Bedarf an Kommunikationsfachleuten in den ‚neuen Medien‘ zu einem erheblichen Zustrom von Studenten und in der Folge zu einem Ausbau und einer Vervielfachung dieser Institute (vgl. Meyen/Löblich 2007: 12). 2007 wurden einschließlich der Institute für Journalistik wenigstens 34 solcher Institute für Kommunikationswissenschaft mit 103 Professoren gezählt (vgl. Huber 2010: 115). Dieses Wachstum war nur durch die Berufung Fachfremder von der Linguistik bis zur Wirtschaftswissenschaft auf Lehrstühle für Kommunikationswissenschaft zu bewältigen, und die interne Heterogenität konnte durch die von Seiten der Fachgesellschaft forcierte Vereinbarung eines gemeinsamen Fachverständnisses und dessen Anpassung nach 10 Jahren nur zugedeckt werden.

Wie eine jüngere Habitusanalyse der gegenwärtigen Professoren des Faches herausfand, ist die Hälfte von ihnen über ein Interesse am Journalistenberuf zur Kommunikationswissenschaft gelangt (vgl. Huber 2010: 155 f.), und die in einem fremden Fach Sozialisierten verstehen und bezeichnen sich selbst auch nicht als Kommunikationswissenschaftler (2010: 226 f.), d.h., die Verbundenheit mit der journalistischen Praxis besteht ebenso fort wie die fachwissenschaftliche Heterogenität der Fachvertreter.

Für uns noch wichtiger aber ist ein anderes Ergebnis der Studie (Huber 2010: 155): „Die soziale Herkunft und der Habitus von Professoren des Faches dürften die marginalisierte Stellung der Kommunikationswissenschaft [dieser Richtung!] an der Universität zementieren.“ Um das Ansehen dieser Ausprägung der Kommunikationswissenschaft in Universität und Öffentlichkeit steht es also nicht zum Besten, und nimmt man hinzu das recht verbreitete stereotype Bild von Studenten dieses Studienfachs als solchen, „die ‘was mit Medien machen wollen“, so versteht man, daß in Unkenntnis der Existenz zweier durchaus verschiedener Disziplinen



gleichen Namens jeder Kommunikationswissenschaftler fast automatisch dieser verbreiteteren und bekannteren Kategorie zugeschlagen wird – bis er sich zur Überraschung seiner Gesprächspartner dagegen wehrt.

Die Entstehung einer ausschließlich auf massenkommunikative Prozesse fokussierten Kommunikationswissenschaft blieb mir während meines Studiums unbemerkt, und sie war auch belanglos. Denn, wie man weiß, pflegt sich das Selbstverständnis von Professoren in aller Regel auf ihren wissenschaftlichen Nachwuchs zu vererben (vgl. Beaufäys 2003), und vor diesem Hintergrund konnte und kann Massenkommunikationsforschung aus wissenschaftssystematischen Gründen wie aufgrund der Eigenschaften und Verkettungen der Forschungsgegenstände nur ein Teilgebiet einer Allgemeinen Kommunikationsforschung sein. Es blieb aber nicht belanglos, denn um Fragen der Wissenschaftssystematik oder der forschungslogischen Zusammenhänge in Gegenstandsbereichen kümmern sich weder Universitätsleitungen noch Berufungskommissionen. Sie würden allenfalls hellhörig, wenn Bestrebungen erkennbar würden, an derselben Universität eine zweite Mathematik oder eine zweite Physik zu etablieren. – Das akademische Leben ist eben „ein wilder Hazard“.

Fasziniert von der Bonner Kommunikationsforschung schrieb ich in der Ethnologie meine Magisterarbeit über die Mitte der 60er Jahre in der amerikanischen Kulturanthropologie entstandene Ethnographie der Kommunikation, noch ehe sich sonst jemand in Deutschland ernsthaft damit befaßt hatte. Als Gerold Ungeheuer als Zweitgutachter mir vorschlug, diese Arbeit in seiner Institutsreihe der IPK-Forschungsberichte zu veröffentlichen, war mir das eine wertvolle Bestätigung meines Grenzgängertums zwischen Ethnologie und Kommunikationsforschung. Das setzte ich 1973/74 in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten ethnologischen Feldforschungsprojekt in Südecuador fort, in dem ich als Mitarbeiter Probleme interkultureller Kommunikation untersuchen und damit die seit Bronislaw Malinowski klassische Initiation als Ethnologe abschließen durfte. Entschlossen, mein Leben diesem Beruf zu widmen, ging ich, zurück in Deutschland und auf Kisten voller Datenmaterial sitzend, an die Vorbereitung einer ethnologischen Dissertation. Doch schon wenige Monate, nachdem ich die Zusage für ein Doktorandenstipendium erhalten hatte, im Frühjahr 1975, suchte man im Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik nach einem mit Methoden empirischer Forschung vertrauten Mitarbeiter, der ein im einzelnen noch zu konzipierendes

Projekt der Auftragsforschung ausarbeiten und durchführen könnte. Als Gerold Ungeheuer mich zu sich einlud, um mich zu fragen, ob ich nicht diese Aufgabe übernehmen und Mitarbeiter des Instituts werden wollte, habe ich keinen Moment gezögert; ich habe die Ethnologie aufgegeben ohne eine absehbar bessere Zukunftsaussicht in der Kommunikationsforschung und habe mit beiden Händen ergriffen, was mir da zufiel. Seit dem ist Kommunikationswissenschaft mein Beruf.

Schon zwei Jahre später promovierte ich bei Ungeheuer, im November 1978 wurde ich sein Wissenschaftlicher Assistent, hörte aber, obwohl längst selbständig forschend und mit den größten Freiheiten ausgestattet, weiter seine Vorlesungen, soweit es möglich war. Doch im Oktober 1982 starb Ungeheuer, völlig unerwartet. Das stürzte das Institut in eine Krise. Denn die Assistenten hatten den Betreuer ihrer Habilitation verloren, und die Philosophische Fakultät in ihrer bekannt unermeßlichen Weisheit leitete durch die Berufung eines Signalphonetikers, eines Physikers, auf den Lehrstuhl für Kommunikationsforschung und Phonetik das Ende der Bonner Kommunikationsforschung als Forschungs- und Studienfach ein. Ich habilitierte mich den Bonner Wirren zum Trotz 1987 also in einem Fach, das es dort in allernächster Zukunft nicht mehr geben sollte; lediglich einer der insgesamt fünf Gutachter, ein Philosoph, mit dem Ungeheuer in einem seiner letzten Aufsätze eine Auseinandersetzung geführt hatte, hatte gegen die Annahme meiner Habilitationsschrift opponiert, die die Königlich Niederländische Akademie der Wissenschaften jedoch 1991 zum Anlaß nahm, mich zu ihrem ausländischen Mitglied zu wählen; in meiner ersten Vorlesung, die ich als Privatdozent im WS 1987/88 hielt, saß dann als einer der treuesten Hörer der auf den Bonner Lehrstuhl berufene Phonetiker. – Das akademische Leben ist eben „ein wilder Hazard“.

Kommunikationswissenschaft im umfassenden Sinn der Bonner Schule war ab Ende der 80er Jahre nur noch an der Universität Essen vertreten, wo man mir, dem aus Bonn Vertriebenen, zunächst eine Gastprofessur, dann eine Vertretung einer von zwei neugeschaffenen Professuren für Kommunikationswissenschaft anbot. Der Wissenschaftsausschuß des Nordrhein-Westfälischen Landtags war nämlich auf die Bonner Krise, die mit lauten Protesten und einer Institutsbesetzung einhergegangen war, aufmerksam geworden; und er hatte sich nach der Weigerung der Philosophischen Fakultät in Bonn, eine ihr angebotene zusätzliche Professur zur Erhaltung der Kommunikationsforschung anzunehmen, für einen Ausbau der Essener Kommunika-

tionswissenschaft engagiert, um damit den Wegfall der Bonner Stellen und Studienmöglichkeiten zu kompensieren. Schließlich gab es in Essen damals schon weit mehr Studenten der Kommunikationswissenschaft als in Bonns besten Zeiten. Im Sommer 1992 wurde ich schließlich auf die neu geschaffene C4-Professur für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Kommunikationstheorie an die Universität Essen berufen, und am 19. Oktober 1992 erhielt ich hier in Essen meine Ernennungsurkunde. Seit dem habe ich mich an dieser Universität meinem Beruf, der Kommunikationswissenschaft, gewidmet.

Im Unterschied zu manchem jüngeren Kollegen heute habe ich weder in der Forschung noch in der Lehre jemals verhehlt, wer mein Lehrer war und wessen Ethos mich geprägt hat. Seine Publikationen zu lesen, zu kennen und mich damit auseinanderzusetzen war mir über die Studienzeit hinaus immer selbstverständlich – heutzutage ist das anders: Von meinen eigenen Studenten und Doktoranden z.B. wüßte ich niemanden, der wenigstens alle meine Bücher gelesen hätte, und doch ist aus ihnen etwas Gescheites geworden –, und so habe ich sie, die Publikationen meines Lehrers, auch bis heute in meiner Lehre immer mit behandelt, so wie es mir nach meinen eigenen Einsichten vertretbar erschienen ist. In vielem schloß meine eigene Forschung an seine Ideen und Einsichten an, in nicht wenigen Punkten, Annahmen und Folgerungen ging sie darüber hinaus oder wich sie davon ab. Aber mein Verhältnis zum Werk Gerold Ungeheuers war weder so, daß ich es als eine übermächtige Last empfunden hätte, noch so, wie ich es bei einigen (meist jüngeren) Kollegen beobachtet habe, die sich, wenn sie sich nicht gar als selbstgeschaffene Meister präsentieren, immer wieder explizit von Ideen oder Begriffen ihrer Lehrer distanzieren, um dadurch besondere Eigenständigkeit und eigenes Fortgeschrittensein anzuzeigen. Worum es mir hier geht, das hat Matisse, der nach Meinung der Kunsthistoriker „sein Leben lang unter dem Eindruck“ von Paul Cézanne gestanden hat, 1925 in einem Interview so ausgedrückt:

*„Cézanne, sehen Sie, ist wohl eine Art lieber Gott der Malerei. Ist er gefährlich, sein Einfluß? Und wenn schon? Um so schlimmer für jene, die nicht genügend Kraft haben, ihn zu ertragen! Nicht robust genug sein, um, ohne schwach zu werden, einen Einfluß zu ertragen, ist ein Beweis des Unvermögens.“*<sup>4</sup>

Kommunikationswissenschaftliche Forschung zu betreiben und Kommunikationswissenschaft zu lehren unterscheiden sich u.a. darin von Forschung und Lehre in den meisten

anderen Disziplinen, daß sich ihr Gegenstand bis in das eigene Tätigkeitsfeld des Kommunikationswissenschaftlers erstreckt. Denn der Kommunikationswissenschaftler muß selbst häufig schon in der Durchführung seiner Forschung, auf jeden Fall aber zur Mitteilung seiner Ergebnisse selbst kommunizieren und dabei natürlich die Möglichkeit des Gelingens von Kommunikation immer schon unterstellen. Ob und unter welchen Bedingungen es aber für Menschen überhaupt möglich ist, sich in Kommunikation zu verstehen, ist doch gleichzeitig die ihn leitende Forschungsfrage. Neben diesem theoretischen Problem besteht die kommunikationspraktisch relevante Folge für jeden ernsthaften Kommunikationswissenschaftler darin, daß er durch seinen Beruf zu einer verschärften Reflexion seines eigenen Kommunikationsverhaltens getrieben wird, nicht selten noch während einer Vorlesung, beim Verfassen eines Textes oder in einer Sprechstunde. Das heißt keineswegs, daß Kommunikationswissenschaftler die besseren Kommunikatoren wären oder grundsätzlich sein sollten, sehr wohl aber, daß sie sich selbst und ihr Tätigkeitsfeld kommunikationsanalytisch nicht schon dürfen. Denn wenn nach Weber (1994: 20) der Sinn von Wissenschaft als Beruf noch darin bestehen soll, der Selbst-besinnung anderer auf die letzten Werte zu dienen, und in der Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen, dann muß der Wissenschaftler diese Klarheit allererst selbst erreichen.

Für die universitäre Praxis folgte für mich aus dieser Einstellung z.B.:

1. Daß Einführungen und grundständige Lehre von den besten und erfahrensten Dozenten übernommen werden sollten und nicht als minderwertige Tätigkeit angesehen und unerfahrenen Mitarbeitern übertragen werden dürften. Denn was in dieser Phase verdorben wird, ist selten später wieder gut zu machen, während fortgeschrittene Studenten meist selbständig genug sind, einen schlechteren Lehrer zu verkraften.
2. Daß die juristische Bestimmung und Aufweichung der Teilnahmepflicht an Lehrveranstaltungen, speziell Vorlesungen, als inakzeptabel zurückzuweisen ist, da sie die Bedeutung und den Effekt des kommunikativen Geschehens in gleichzeitiger Anwesenheit und der darin vollzogenen gemeinsamen Entwicklung von Gedanken verkennt, die nämlich niemals durch ein Selbststudium ersetzt werden können.
3. Sprechstunden sind ein Ort der Lehre und der Beratung; beidem ist soviel Raum, Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken, wie Anliegen und Problemlage des Studenten es verlangen.

<sup>4</sup>) Zit. nach Götz Adriani (1993: 31).



Ebenfalls im Unterschied zu den meisten anderen Disziplinen – erst recht den mathematisch-naturwissenschaftlichen oder medizinischen – hat es die Kommunikationswissenschaft in ihrem Untersuchungsfeld, aber eben auch in ihrem wissenschaftlichen Umfeld, mit menschlichen Kommunikatoren zu tun, die ihrerseits allesamt *Alltagstheoretiker* der Kommunikation sind. Oder anders ausgedrückt: Wenn es im Alltag um Kommunikation geht, glaubt jeder durchaus mit einem gewissen Recht, mitreden zu können, schließlich ist ja jeder selbst ein erfahrener Kommunikator. Wenn es aber im Wissenschaftsbetrieb um Kommunikationswissenschaft geht, glaubt immer noch – fast – jeder, mitreden zu können, erst recht wenn er eine sozial- oder geisteswissenschaftliche Disziplin beruflich vertritt, ganz so, als wäre nicht auch die Kommunikationswissenschaft eine Folge des Zwangs zur Spezialisierung innerhalb der Wissenschaft. Unter solchen Umständen wird es dann sogar möglich, daß ein Rektor externen Gutachtern ihre Evaluationsaufgabe damit erklärt, daß seine Tochter bei ihrer Erkundung von Studienmöglichkeiten auf den Internetseiten der Universität darauf gestoßen sei und sich darüber gewundert habe, daß der Studiengang „Kognitions- und Medienwissenschaften“, getragen von den Fächern „Psychologie“ und „Informatik“, und der Studiengang „Kommunikationswissenschaft“, praktisch dasselbe Angebot<sup>5</sup> bereithielten; und da eine Universität sich eine solche Dopplung natürlich nicht leisten könne, sollten sie, die Gutachter, nun zu einer vergleichenden Evaluation schreiten und Vorschläge zur Zukunft der Fächer und Studiengänge unterbreiten. Die Gutachter wiederum nahmen das, was man ihnen erzählt hatte, so ernst, daß sie es uns in Form einer Vorhaltung weitererzählten. Viele von Ihnen wissen, wie die Geschichte weitergegangen und verlaufen ist. Um ein Haar hätte jedenfalls die Berufung auf eine – vielleicht auch nur vorgeschobene – Alltagstheorie einer Abiturientin zum Ende der Kommunikationswissenschaft an dieser Universität beigetragen, die seit Mitte der 90er Jahre Träger der erfolgreichsten Magister- und Masterstudiengänge dieser Fakultät ist. – Was für ein wilder Hazard!

Im Verlauf der 21 Jahre meiner Professur in Essen haben uns vielerlei ministerielle Einfälle, Vorschriften und Maßnahmen überrascht und getroffen, die, mit dem Schwindetikett „Reform“ versehen, mehrheitlich darauf abzielten, die Durchlaufgeschwindigkeit und –zahl der Studenten zu erhöhen bei allenfalls gleichbleibender Personalstärke und dahin-schwindenden Geldmitteln. Angesichts der hohen Studenten- und Absolventenzahlen in der Kommunikationswissenschaft und des ständig wachsenden Verwal-

tungsaufwands wuchs dadurch der Druck, sich zwischen Forschung und Lehre entscheiden zu müssen. Seine Verantwortung gegenüber den Studierenden wahrzunehmen hieß häufig, sich damit zufrieden geben müssen, daß eigene Forschungsfragen und Ideen in Magisterarbeiten oder Dissertationen aufgegriffen und bearbeitet würden. Doch obwohl wir uns inzwischen gestählt glaubten, kam der tiefste und schmerzhafteste Einschnitt auf der einen Seite mit der Bologna-Reform, die mit Bachelor- und Masterstudiengängen Studenten zu Schülern und Professoren zu Lehrern degradiert, auf der anderen mit der sog. Finanzautonomie der Hochschule und begleitenden Maßnahmen, die die durchgängige Ökonomisierung von Forschung und Lehre beschleunigt vorantreiben in dem irrigen Glauben an die Wunder bewirkenden Prinzipien des sog. freien Marktes und des Wettbewerbs unter den Anbietern. Max Weber beklagte schon die „Frequenzkonkurrenz lächerlichster Art“ (1994: 4) zwischen den Universitäten und die „Kolleggeldinteressen“, die bei Berufungen im Spiel waren, und verwahrte sich dagegen, die Qualität eines Wissenschaftlers an der Anzahl seiner Hörer zu messen und damit an der Höhe der damals von den Studierenden zu zahlenden Kolleggelder. Die Rolle, die zu Max Webers Zeiten Hörerzahlen und Kolleggelder spielten, hat inzwischen die von einem Wissenschaftler eingeworbene Summe an Drittmitteln, Forschungsgeldern also, übernommen, bevorzugt solchen von der DFG, den Wissenschaftsdollars. Weber klagte 1917:

*„Wenn es von einem Dozenten heißt: er ist ein schlechter Lehrer, so ist das für ihn meist das akademische Todesurteil, mag er der allererste Gelehrte der Welt sein.“* (1994: 4)

Heute gilt dementsprechend Anderes – wirbt ein Dozent keine Drittmittel ein, so ist das das universitäre Todesurteil, mag er der allererste Gelehrte oder Lehrer der Welt sein – und, vielfach schon bereitwillig von jüngeren Kollegen mitgetragen, beginnen die Prinzipien des Marktes das akademische Leben und die Universität insgesamt umzukrempeln. Inzwischen erhalten wir E-Mails folgenden Inhalts:

*„Dear colleague, we are excited to announce our most attended workshop „Effective funding models and revenue streams for research organisations“ [...]“<sup>6</sup>*

Um in der jährlich steigenden Flut von Anträgen überhaupt eine Erfolgchance zu haben, müssen sich die Forschungsanträge an Förderprogrammen und vorformulierten Themenbereichen orientieren und die Fragestellungen

<sup>5</sup> ResearchInUse Team (mailto:researchinuse.org), E-Mail vom 5. August 2012.



strategisch darauf und auf die bekannten Fachgutachter, Moden und Trends abstimmen, statt sich den eigenen, den aktuellsten oder den erkenntnisträchtigsten Fragen zu widmen. In den Geistes- und Sozialwissenschaften haben fast nur noch Projekte empirischer Forschung eine Chance auf Finanzierung, wodurch auf der Suche nach immer neuen Marktnischen eine beschleunigte Spezialisierung befeuert wird, die zu einer unübersehbaren Beliebigkeit der Perspektiven führt – auch in der Kommunikationswissenschaft. Immer schneller werden so immer mehr winzigste Forschungsergebnisse produziert und kleinteilig in möglichst vielen Aufsätzen publiziert, die die jeweilige Fachdisziplin selbst nicht mehr verarbeiten kann (vgl. Tenbruck 1995: 76), während die Theorie, die die empirische Arbeit leitet oder doch leiten sollte, nicht mehr geprüft und verbessert wird, sondern verarmt. Gleichzeitig werden die Grundlagen und Grundfragen der Einzelfächer immer seltener in unvermeidlich philosophischen Erörterungen in den Fächern selbst behandelt, sondern ignoriert und im besten Fall der Philosophie zugeschoben.

Die „Chance der Hingabe an die Sache“ (Tenbruck 1995: 76) wird immer kleiner, die Zeit zur Besinnung geht verloren, und schon der Nachwuchs gerät unter allergrößten Produktions- und Publikationsdruck, ohne Zeit und Gelegenheit zu haben, etwas Ausgereiftes zu produzieren und in eine wohlüberlegte Form zu bringen. Welchen Platz und welchen Rang die Lehre in diesem Marktgeschehen haben kann, ist mir unklar, zumal seitdem Studenten nicht mehr als Zahler sogenannter Studienbeiträge und damit als Käufer von Lehrleistung auftreten – was sicher nicht so bleiben wird; schließlich kann Lehre nicht so nebenbei erledigt werden und stört daher bei den geforderten und geförderten anderen Aktivitäten. Deutlicher aber zeichnet sich ab, daß der Universitätsprofessor zunehmend Manager von Forschungsprojekten wird und als solcher oder darüber hinaus zum „Impresario der Sache, der er sich hingeben sollte“ (Weber 1994: 8), zum Impresario, der sein Bild und seine sog. Stellungnahme wenigstens alle 14 Tage im Pressespiegel der Universität sehen will. – Nein, das ist keine zynische Karikatur der zukünftigen Universität. Alles das habe ich selbst schon beobachten und feststellen können, und die neuen Zwänge habe ich selbst zu spüren bekommen. Der Widerstand dagegen ist leider nur ein eher passives Sich-Verweigern und wird sich, wie es schon einmal von ministerialer Seite hier in Essen geheißt hat, „biologisch (auf)lösen“. – Das akademische Leben bleibt also ein wilder Hazard. Und Wissenschaft als „innerer Beruf“? Das wird es hoffentlich auch in der Zukunft geben, zumal man erfahren wird,

wieviel für die Wissenschaft selbst davon abhängt. Aber es wird wohl nur den einzelnen gelingen, „die Wissenschaft als inneren Beruf zu betreiben“, die die nötige Kraft aufbringen, „dem Betrieb der Wissenschaft doch etwas eigenes entgegenzustellen“ (Tenbruck 1995: 77). Auf derselben Linie liegt die immer noch gültige Lehre, für die Max Weber (1994: 23) am Ende seines Vortrags plädiert:

„an unsere Arbeit gehen und der „Forderung des Tages“ gerecht werden – menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält.“

#### Literatur

Adriani, Götz (1993): Cézanne Gemälde, Köln: DuMont.  
Beaufaÿs, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechsel-seitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft, Bielefeld: Transcript.

Huber, Nathalie (2010): Kommunikationswissenschaft als Beruf. Zum Selbstverständnis von Professoren des Faches im deutschsprachigen Raum, Köln: Herbert von Halem Verlag. (Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft 8).

Meyen, Michael / Löblich, Maria (Hrsg.) (2007): „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biographische Interviews, Köln: Herbert von Halem Verlag. (Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft 4).

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6., gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 20 Bände, 1902 – 1908. Ergänzungen und Nachträge, Band 21, 1909, Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut.

Tenbruck, Friedrich (1995): „Nachwort“. In: Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. Nachwort von Friedrich Tenbruck, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 47-77. (Reclams Universal-Bibliothek 9388).

Weber, Max (1994): Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919. Studienausgabe der Max Weber Gesamtausgabe, Band I/17, herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Weber, Max (1995): Wissenschaft als Beruf. Nachwort von Friedrich Tenbruck, Stuttgart: Philipp Reclam jun. (Reclams Universal-Bibliothek 9388).

H. Walter Schmitz



# nekmag.

Magazin für Kommunikationswissenschaft





**NEK**

Netzwerk Essener  
Kommunikationswissenschaft e.V.  
Ausgabe 01/2014